



Newsletter vom 22. 11. 2020

Inhalt

Deutschlernen als Denkschulung	2
21.11.2020, Hanspeter Amstutz	2
Bildungsziel: Sprachliche Ausdrucksfähigkeit	4
Carl Bossard	4
Lernt endlich Deutsch!	6
NZZ am Sonntag, 1.11.2020, Spezial Sprache, Peer Teuwsen.....	6
Und dann war die Schule zu	8
Tages-Anzeiger 10.11.2020, Seite Drei, Christian Zürcher und Philipp Loser.....	8
So hat das Virus die Schulen im Griff.....	10
Tages-Anzeiger 14.11.2020, Zürich, Daniel Schneebeli	10
Primarschüler leiden unter Schulschliessungen	11
Tages-Anzeiger 18.11.2020, Schweiz, Simone Luchetta.....	11
Wie fühlt sich Studieren an, wenn man sich nicht mehr im Hörsaal und abends auf Partys trifft?	13
Tages-Anzeiger 14.11.2020, Magazin, Protokolle William Stern	13
Rassismus in den Schweizer Schulen.....	16
Weltwoche 17.11.2020, von Roger Köppel	16
Rassismuvorwürfe an die falsche Adresse	17
18.11.2020 Hanspeter Amstutz	17
Allan Guggenbühl: «Bei Buben wird eine Puppe auch mal zum Flugzeug»	19
Zofinger Tagblatt, 2.11.2020, Lilly-Anne Brugger.....	19
Remo H. Largo (1943–2020)	21
Weltwoche 19.11.2020, Nachruf von Allan Guggenbühl	21
Veranstaltungen	23
Prof. Dr. Mario Andreotti «Eine Kultur schafft sich ab».....	23
Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur, 24. 11. 2020	23
Schüler im Konflikt mit dem Gesetz.....	23
Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft 25.11.2020	23





Deutschlernen als Denkschulung

21.11.2020, Hanspeter Amstutz

Mein jüngerer, bald vierjähriger Enkel freut sich riesig, wenn ich ihm im Märklin-Eisenbahnkatalog die Lokomotivtypen erkläre und über den Eisenbahnbetrieb berichte. Da er den Katalog schon recht gut kennt, kommentiert er manche Bilder gleich selber. Man merkt es, dass ihn die Sache fasziniert und dass es ihm Freude macht, sein Wissen mit seinen eigenen Worten mitzuteilen.

Erlebnisse aus der Kinderwelt veranschaulichen und erklären

Zu seinen Eigenheiten gehört es, dass er beim alleinigen Durchblättern des Katalogs gerne laut spricht und plaudernd den neuen Wortschatz verwendet. Diese Art des Spracherwerbs setzt aber voraus, dass den Kindern zuerst ein Stück Welt erschlossen wird. Wenn eine Mutter zusammen mit ihrem Fünfjährigen einen Kuchenteig zubereitet und laufend erklärt, was sie gerade macht, dann findet beim Kind ein Lernprozess statt. Einladende Wimmelbücher zu Themen wie Baustellen, Bauernhöfen oder einem liebevoll dargestellten Tagesablauf sind bei Kindern so beliebt, weil sie direkten Bezug zu ihren Erlebniswelten nehmen. Vorschulkinder fühlen sich angesprochen und schauen genau hin um neue Details zu entdecken. Es braucht dabei aber jemanden, der ihnen die kleinen Geschichten erzählt und so ihren Wortschatz erweitert.

Wenn man die Freude der Jüngsten am muttersprachlichen Ausdruck sieht, fragt man sich schon, weshalb am Ende der Schulzeit die sprachlichen Kenntnisse bei vielen höchst mangelhaft sind und die Lust am Formulieren verloren gegangen ist. Die schlechten Bildungschancen von Kindern aus bildungsfernen Haushalten reichen als alleinige Erklärung nicht aus. Die Defizite betreffen mit dem Leseverstehen einen Bereich, in dem offensichtlich Sachwissen und soziale Erfahrungen eine zentrale Rolle spielen.

Sich mehr Zeit für wesentliche Themen nehmen

Könnte es sein, dass in der Schule die nötige Musse für das Eintauchen in sprachfördernde Sachgebiete fehlt, weil das vollgestopfte Bildungsprogramm zum schnellen Stoffvermitteln drängt? Wer als Lehrer nebeneinander drei Sprachen vermitteln, die Kinder über die Medienwelt, über Computerwissen und alle Weltreligionen aufklären soll, steht unter dauerndem Druck. Irgendwo wird dann abgebaut. Bildungspolitiker versprechen, alles sei möglich, wenn die richtige Didaktik angewendet werde. Doch ohne die nötige Zeit bleibt diese Aussage hohl. Spracherwerb im Deutsch bedeutet, dass Realienthemen sorgfältig vermittelt, in Klassengesprächen vertieft und in gestalterischer Form bearbeitet werden. Grosse Themen wie die Römerzeit, das Leben eines einheimischen Wildtiers oder das Schicksal eines Flüchtlingskinds sollen in der Klasse längere Zeit ganz im Zentrum stehen. Erfahrene Lehrpersonen wissen, wie wichtig das Kreisen der Gedanken um einen bewegenden Lerninhalt durch geeignetes Anschauungsmaterial unterstützt werden kann.

Förderung der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit als Kernziel

Im aufschlussreichen Leitartikel unseres Newsletters befasst sich Carl Bossard mit der engen Verbindung zwischen Denken und Sprache. Der Autor erinnert daran, dass die Ausdrucksfähigkeit in der deutschen Sprache das Kernziel einer guten Bildung ist. Er zeigt anhand einer feinsinnigen Geschichte auf, wie wichtig das Sammeln, Sortieren und Verarbeiten von Gedanken ist. Diese müssen eine Gestalt in Form von Sprache finden. Dieser Prozess ist spannend, verlangt aber Ausdauer und den Willen zur Präzision. Ein Deutschunterricht mit dem Ziel einer guten Sprachkompetenz sollte auf anschauliche Weise Sachfragen klären und die Freude an sprachlichen Formen vermitteln. Abkürzen, wie dies oft suggeriert wird, kann man dabei nicht.

Mit den mangelnden Deutschkompetenzen unserer Schulabgänger setzt sich auch Peer



Teuwsen auseinander. Der Autor beschönigt nichts und weist all die bekannten Entschuldigungen zurück. Kurzfetter-Botschaften auf den Handys sind für ihn keine Briefe und Notizen zu einem Thema noch lange keine Aufsätze. Schonungslos rechnet er ab mit der schleichenden Abwertung der deutschen Sprache durch die Invasion englischer Ausdrücke in bald jedem Text. Der Beitrag ist ein erfrischender Weckruf, der uns auf pointierte Art an die Bedeutung unserer Muttersprache erinnert.

Die Coronakrise trifft die Schule hart

Die belastende Situation der Schulen in der Coronazeit kommt in vielen Berichten zum Ausdruck. Wer mehr über den Schulbetrieb im Corona-Modus und über das aktuell gar nicht so lustige Studentenleben erfahren möchte, wird hier auf seine Rechnung kommen. Für Begeisterte des digitalen Lernens ist es wohl überraschend, dass eine holländische Studie den Fernunterricht in der Primarschule trotz grossem Einsatz der Lehrpersonen als weitgehend wirkungslos bezeichnet. Es dürfte sich längerfristig ungünstig auf die Klassen auswirken, wenn schwächere Schüler nach einem Vierteljahr Fernlernphase weniger können als vorher. Bei Studierenden an den Hochschulen ist die Arbeit am Bildschirm hingegen eine Chance, um selbständig weiterlernen zu können. Dennoch vermissen die Studierenden den direkten Gedankenaustausch in den Gängen der Universität und in der Cafeteria sehr.

Klare Stellungnahmen zu zwei umstrittenen Themen

Im dritten Beitragsblock geht es um zwei höchst umstrittene Themenkreise. Da ist einerseits der happige Vorwurf zweier Feministinnen im Sonntagsblick, die Lehrmittel in unserer Volksschule seien «im Kern rassistisch». Diesen Rassismus-Vorwurf lassen wir nicht gelten und veröffentlichen zwei Beiträge, welche die populistischen Behauptungen detailliert widerlegen. Den Abschluss dieses Themenblocks bildet ein höchst unterhaltsames Interview mit Allan Guggenbühl über das Lernverhalten und die Erziehung von Buben.

Wir möchten den Newsletter nicht abschliessen, ohne den kürzlich verstorbenen grossen Kinderarzt Remo Largo zu würdigen. Seine bahnbrechenden Bücher haben unzähligen Eltern geholfen, in Erziehungsfragen gelassener zu reagieren. In einem feinsinnigen Nachruf hebt Allan Guggenbühl nochmals Remo Largos grosse Bedeutung für die Kinderpsychologie hervor.

Sie sehen, es fehlt nicht an gehaltvollen Texten.



Illustration von Antoni Boratyński, in: Monika Feth (2018), *Der Gedankensammler*. Frankfurt am Main: Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH. Erstmals erschienen 1993 im Patmos Verlag.

Bildungsziel: Sprachliche Ausdrucksfähigkeit

Carl Bossard

Unser Denken vollzieht sich sprachlich. Doch dieses Können kommt kaum von selbst. Es will intensiv geschult sein – auch in der Schule. Ein Plädoyer fürs Üben und Ermutigen, aufgezeigt an einem Bilderbuch.

An einem ganz bestimmten Ort lebt ein Gedankensammler.¹ Grantig, so heisst der Mann, der leicht gebeugt geht. Er trägt eine alte Schirmmütze und einen abgenutzten Rucksack. Jeden Morgen zieht er los, streift durch die Strassen der Stadt und lauscht. Grantig sammelt Gedanken: fröhliche Gedanken und traurige. Kluge Gedanken und dumme. Laute Gedanken und stille. Lange Gedanken und kurze. Eigentlich sind ihm alle Gedanken wichtig. Obwohl er natürlich seine Lieblingsgedanken hat. Doch das lässt er sich nicht anmerken, damit er die anderen nicht verletze. Gedanken seien da sehr empfindlich, sagt er sich.

Zu Gedanken anregen, sie ordnen und erweitern

Die gesammelten Gedanken trägt Herr Grantig im Rucksack behutsam nach Hause. Dort sortiert und ordnet er sie. Wie ein guter Gärtner lässt er sie nachreifen und setzt sie später sorgfältig in die Erde. Die Gedanken entfalten sich, blühen auf und zerfasern sich beim Morgendämmern in winzig kleine Teile. Mit dem ersten Windhauch entschweben die Gedankenblumenteilchen; sie kehren in die Köpfe der Menschen zurück. So entwickeln sich neue Gedanken. Ganz unterschiedliche. Vielfältige.

Grantig ist kein Unikum. In vielem gleicht eine Lehrperson dem geduldigen Gedankensammler Grantig. Für ihn bedeutet die Stadt ein grosses Gedankenareal. In Analogie dazu bildet das Klassenzimmer ein Sprachareal. Gute Lehrerinnen und Lehrer regen mit Fragen zum Denken an, lassen ihre Kinder und Jugendlichen Gedanken sammeln, lassen sie

¹ Monika Feth, Antoni Boratyński (2018), *Der Gedankensammler*. Frankfurt am Main: Fischer Kinder- und Jugendbuch Verlag GmbH.



nuancieren, ordnen und anreichern – genau wie Grantig. Mit dem präzisen Formulieren und dem kohärenten Aufbau erhalten die Gedanken Farbe, Form und Gestalt.

Den Gedanken eine genaue Gestalt geben

Jeder Gedanke hat einen Körper, die Sprache. Das tönt zwar banal. Doch den eigenen Gedanken einen präzisen Körper geben, die prägnante Sprache, das ist gekonntes Handwerk und anspruchsvolle Aufgabe zugleich. Diese Aufgabe stellt sich immer wieder: beim Übergang von der Idee zum gesprochenen Wort, vom Gedachten zum konkreten Text, beim Finden und Formulieren des passenden Gedankens und des richtigen Satzes. Konfuse Gedankenflüge werden klarer, wenn sie sich der Grammatik und Semantik aussetzen müssen.

Sich klar ausdrücken können, konzis und präzise: Das kommt nicht von selber. Es ist eine eminent pädagogische Aufgabe und fordert die Lehrpersonen. Mit den Kindern und Jugendlichen dieses Können aufbauen braucht Impulse und Geduld, benötigt Übung und bedarf der Ermutigung. Es ist intensive Arbeit an der Sprache. Und Arbeit an der Sprache ist Arbeit am Gedanken, wie uns Friedrich Dürrenmatt wissen lässt. Denn jeder Gedanke entsteht erst mit seiner sprachlichen Fassung. Klar gedacht, heisst sprachlich gut herausgearbeitet – und gut gesprochen oder genau geschrieben, heisst klar gedacht.

Kern der Bildung: Ausdrucksfähigkeit

Denken vollzieht sich sprachlich. Und durch Sprache gelangt man zum Verstehen. Das gilt für alle Fächer. Die Kernsprache Deutsch will darum geübt sein. Konsequenter und unnachgiebiger. Gerade auch bei Kindern aus weniger privilegiertem Elternhaus oder bei Jugendlichen mit fremdsprachlichem Hintergrund! Doch in der (Über-)Fülle der Fächer und der Dichte des konkreten Schulalltags fehlt dazu vielfach die Zeit. Das Sprachtraining Deutsch kommt zu kurz. Zu viel anderes muss mit zu wenig Zeit durchgenommen und behandelt sein – auch das ohne die notwendige Tiefe, ohne das unerlässliche Konsolidieren, Automatisieren und Anwenden. So bleibt manches an der Oberfläche. Man surft darüber hinweg.

„Lernt endlich Deutsch!“, beschwor darum die NZZ am Sonntag vor Kurzem. Und sie konkretisierte knapp und konzis: „Die Politik hat vor lauter Befriedigung von Partikularinteressen den Fokus auf den Kern jeder Bildung verloren: die Ausdrucksfähigkeit.“² Statt dessen führten die Bildungsdepartemente Allerweltsfächer wie Religion, Kulturen und Ethik ein und überfrachteten seit Jahren die Primarschulkinder mit Frühfranzösisch und -englisch, obwohl die Resultate, gelinde gesagt, zweifelhaft seien, gab die NZZaS zu bedenken.

Das Ringen um sprachliche Präzision

Wie wichtig gute Deutschkenntnisse sind, zeigt sich beispielsweise auch in der Mathematik. Viele Aufgaben sind heute textgebunden und alltagsbezogen. Das sogenannte mathematische Modellieren lädt zum Reden über Mathematik ein, zum Argumentieren und Begründen. „Das Ringen um sprachliche Präzision bei der Beschreibung mathematischer Konzepte ist essenziell, um Mathematik zu verstehen“, betont die Hochschullehrerin Susanne Prediger.³ Sie forscht an der Technischen Universität Dortmund zum Mathematikunterricht.

Ein Unterricht, der das Sprachverständnis ausbildet und das Verstehen komplexer Probleme fördert, erzielt grössere Lernfortschritte als herkömmliche Lernformen. Die Mathematikerin Susanne Prediger konnte dies in mehreren empirischen Studien nachweisen. Denken vollzieht sich sprachlich.

² Peter Teuwsen (2020), „Lernt endlich Deutsch!“, in: NZZaS, 01.11.2020, S. 57

³ Thomas Kerstan (2020), Mit Liebe rechnen, in: DIE ZEIT, 15.10.2020, S. 38.



Sprache üben wie ein Musikinstrument

Alles ist und alles geschieht eben in der Sprache; ohne sie hat nichts Bestand, meint der Schriftsteller und intellektuelle Querkopf Martin Walser. Vielleicht etwas gar pointiert formuliert. Doch Walser weist zu Recht darauf hin, wie wichtig Sprache ist. Darum müssen wir diesem subtilen Instrument Sorge tragen und es auch üben wie eine junge Geigerin ihre Violine. Man kann mit und an der Sprache scheitern. Beispiele gibt es genügend – aus Betrieben, Berufsschulen, Universitäten.

So erzählt der Rechtswissenschaftler Alain Griffel, Ordinarius an der Universität Zürich: „Kürzlich habe ich ein Gerichtsurteil gelesen, vermutlich verfasst von einem jungen Gerichtsschreiber, von dem selbst ich als Jurist die entscheidende Passage nicht verstanden habe.“⁴ Das ist leider kein Einzelfall. Griffel fügt bei: „Ein fähiger Jurist arbeitet mit der Sprache wie der Chirurg mit dem Skalpell – und nicht mit einem Brotmesser.“ Die Rechtswissenschaftliche Fakultät reagiert und führt ab Herbst 2021 für Erstsemestrigende einen obligatorischen Kurs zum wissenschaftlichen Schreiben ein. Selbstverständliches ist abhandengekommen!

Gedanken sichtbar machen – über Sprache

„Gäbe es die Gedankensammler nicht, gäbe es irgendwann auch keine Gedanken mehr“, schmunzelt Herr Grantig am Schluss des inspirierenden Bilderbuches. Und er könnte den Gedanken auch keine Form, keine Farbe, keine Gestalt mehr geben, sei beigefügt. Genau dazu anleiten müssen Lehrerinnen und Lehrer. Ihre Schülerinnen und Schüler zu präziser Ausdrucksfähigkeit führen zählt zu ihren wichtigsten Aufgaben. Heute mehr denn je.

Lernt endlich Deutsch!

NZZ am Sonntag, 1.11.2020, Spezial Sprache, Peer Teuwsen

Warum tun wir so viel, unsere gemeinsame Sprache zu verlernen? Denn nur wer die deutsche Sprache beherrscht, kann aktiv an unserer Gesellschaft teilhaben. Ein Spezial auf 7 Seiten. Von Peer Teuwsen

Wer nicht richtig Deutsch kann, wird zum Mörder. Wie der Wirt, der sich des Virus wegen kürzlich genötigt sah, seine Gäste zur Bekanntgabe ihrer persönlichen Angaben anzuhalten. Das entsprechende Formular versah er mit dem orthographisch verunglückten Nachsatz: «Wir sind verpflichtet diese Daten 4 Wochen aufzubewahren danach werden Sie vernichtet.»

Nun mag man schmunzeln angesichts der Harmlosigkeit dieses Beispiels. Zu Recht. Es gibt schlimmere, viel schlimmere Belege dafür, was passiert, wenn man sich nicht ausdrücken kann. Wer keine Worte hat, der greift eher zum Ausdrucksmittel der physischen Gewalt. Und dann kann wiederum nur Reden den Zyklus der Gewalt brechen. Wer mit einem anderen Menschen spricht, wer versucht, sich verständlich zu machen, befriedet in der Regel die zwischenmenschlichen Verhältnisse.

Bloss, die Realität ist eine andere. Das gegenseitige Unverständnis, mit dem wir täglich konfrontiert sind, ist eine grassierende Seuche. Und die Ursachen liegen oft in der mangelnden Beherrschung der eigenen Sprache. Dabei gefährdet diese allgemeine Sprachlosigkeit nicht weniger als den Zusammenhalt unserer Gesellschaft.

Der deutsche Künstler und Journalist Michel Abdollahi, der mit fünf Jahren von Teheran

⁴ Joel Bedetti (2020), Deutsch, aber leider nicht deutlich, in: NZZaS, 27.09.2020, S. 4 (Beilage Bildung).



nach Hamburg kam, schreibt in seinem neuen Buch «Deutschland schafft mich»: «Mangelnde Sprachkenntnis führt oft zu Angst, weil immer die Sorge besteht, im Gespräch grobe Fehler zu machen. Diese Angst führt oft zu Frustration, weil man sich erst gar nicht traut, das, was man sagen will, zu sagen. Letztlich entsteht daraus entweder eine partielle oder eine grundsätzliche Fehlkommunikation, die schliesslich in einer beidseitig wahrgenommenen Ausgrenzung gipfelt, weil man sich nicht richtig verständigen kann. Dieses Problem besteht insbesondere da, wo es auf die Feinheiten der Sprache ankommt, bei Themen wie Politik, Gesellschaft und Religion. So entstehen Parallelgesellschaften, die wiederum denen Angst machen, die nicht verstehen, warum solche gesellschaftlichen Gebilde entstehen, und am Ende haben alle Angst voreinander.» Wir riskieren also viel, wenn wir die Sprache, die wir als Kommunikationsmittel unter uns deutschsprachigen Menschen verwenden, nicht gründlich erwerben.

Auch wenn wir in so vielem uneins sind, auf eine Gemeinsamkeit können wir Hiesigen uns sicherlich verständigen: Nur, wer die deutsche Sprache beherrscht, kann aktiv an unserer Gesellschaft teilhaben, an ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart, ihrer Zukunft. Die deutsche Sprache ist der Schlüssel zu fast allem. Nur wer Deutsch spricht, kann sich umfassend einbringen und engagieren. Nur wer Deutsch spricht, kann sich sozial mit einiger Eleganz bewegen. Nur wer Deutsch spricht, hat überhaupt eine Chance, eine gesellschaftlich bedeutende Rolle zu spielen (in der Schweiz kommt erschwerend dazu, dass erst die Beherrschung des Schweizerdeutschen Einlass ins Innerste der Gesellschaft gewährt). Viele Eingewanderte haben dies begriffen und nehmen die zuhauf angebotenen Deutschkurse wahr. Anders sieht es bei denen aus, die von sich behaupten, schon Deutsch zu können. Sie benehmen sich, als hätten sie nicht nötig, ihre Deutschkenntnisse zu pflegen und zu verfeinern.

Ja, wenn wir um den Wert einer gemeinsamen Sprache wissen, warum tun wir dann so vieles, um sie zu verlernen? Seit Jahren ist an den Schulen die Stärkung von Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (der sogenannten MINT-Fächer) politischer Wille. Pisa sei Undank. Aber offenbar hat diese Begeisterung für das Messbare überhandgenommen. Abgesehen davon, dass, wer nur Naturwissenschaften kann, auch diese nicht wirklich beherrscht, beklagen die Hochschulen seit mindestens ebenso vielen Jahren lautstark die schwindenden Deutschkenntnisse ihrer Studentinnen und Studenten. Und auch Firmen stellen laut Studien finanzielle Einbussen fest, weil ihre Belegschaft nicht gut genug Deutsch spricht.

Aber die Fakten scheinen wenig zu bewirken. Derzeit werden beispielsweise an den Zürcher Gymnasien die Stundentafeln fürs Untergymnasium überarbeitet. Das Fach Deutsch wird auch weiterhin weniger Wochenstunden haben als das Fach Mathematik. Ungeachtet der Tatsache, dass man zuvorderst durch Sprache zum Denken, also zum Verstehen gelangt. Und um das sollte es eigentlich heutzutage gehen. Der Rest steht ja im Internet.

Stattdessen führt man neue Allerweltsfächer wie Religion, Kulturen und Ethik ein und überfrachtet seit Jahren die Primarschule mit Frühfranzösisch und -englisch – obwohl die Resultate gelinde gesagt zweifelhaft sind. An den Gymnasien fangen die meisten Fremdsprachenlehrer jedenfalls nochmals bei null an. Die Politik hat vor lauter Befriedigung von Partikularinteressen den Fokus auf den Kern jeder Bildung verloren: die Ausdrucksfähigkeit.

Und warum lassen wir es zu, dass die deutsche Sprache schleichend vom Englischen verdrängt wird? Der berühmte Sprachwissenschaftler Jürgen Trabant schreibt in seinem 2008 erschienenen Standardwerk «Was ist Sprache?»: «Kaum eine andere Sprache wird derzeit so mit englischen Wörtern vollgeschüttet wie das Deutsche, von Werbeagenturen, Politikern, flotten Wissenschaftlern und Journalisten, also von den Sprechern, die das



Sagen haben und die ganz offensichtlich diese Sprache hassen oder zumindest verachten.»

Derzeit verwenden wir englische Wörter wie «Contact-Tracing» oder «Lockdown», als seien sie die unsrigen. So ein Englisch oder so ein «Globalesisch», wie es Trabant genannt hat, kann für deutsche Muttersprachler nicht mehr als eine Behelfssprache sein. Erstens kann man sie nie so gut erlernen, dass eine vertiefte Verständigung möglich ist. Und zweitens ist Englisch ein «Sprachenkiller», und zwar in mehrfacher Hinsicht. Es verhindert den Erwerb anderer Fremdsprachen und bedroht durch Anglizismen «die anderen Sprachen in ihrem Innern».

Viele haben den Kampf für die deutsche Sprache aufgegeben oder gar nie angetreten. Das kann und darf aber nicht das Ende der Geschichte sein. Es geht um Vielfalt, es geht um Identität, und es geht um unser Zusammenleben. Das kann niemandem egal sein. Wer sich damit bescheidet, seine Sprachkenntnisse auf eine Bierbestellung zu reduzieren, hat sich von einem Miteinander verabschiedet. Wer kann das wollen, ausgerechnet in Zeiten, die uns dazu zwingen, sogar das Instrument unserer Sprachfähigkeit, den Mund, zu verhüllen?

Und dann war die Schule zu

Tages-Anzeiger 10.11.2020, Seite Drei, Christian Zürcher und Philipp Loser

Covid-19 im Klassenzimmer • Immer mehr Schulkinder und Lehrpersonen infizieren sich mit dem Coronavirus. Wie schnell eine Schule überfordert ist, zeigt ein Fall in Grindelwald. Derweil kommt zunehmend Protest von den Schülern.

Und dann war zu. Die ganze Schule geschlossen. «Ausgeknockt von Corona», sagt Schulleiterin Maja Fankhauser. K.o. in vier Tagen. Die Lehrerin leitet zusammen mit Nicole Estermann die Schule Grindelwald, sie führen vier Schulhäuser, Primarschule und Oberstufe, über 300 Schüler und rund 40 Lehrer. Die Vorfälle an ihrer Schule haben gezeigt, wie vulnerabel eine solche Einrichtung ist, wenn der Ernstfall eintritt. «Liebe Eltern und Erziehungsberechtigte. Die Ereignisse seit Freitag, 23. Oktober 2020, sind kaum fassbar.» So hat es die Schule auf ihre Website geschrieben.

Am Tag zuvor war eine Lehrperson positiv getestet worden. Das Kantonsarztamt verhängte, da nur ein einziger Fall, keine Quarantäne für die unterrichtete Schulklasse. Dies änderte sich am Samstag, als zwei weitere Lehrpersonen positiv getestet wurden. Nun mussten die gesamte Sekundarstufe 1 und eine Primarklasse in Quarantäne.

Es war die Zeit, als es noch keine Maskenpflicht für Lehrer an den Schulen gab. Schutzkonzept und Hygienemassnahmen seien aber eingehalten worden, sagt Fankhauser. Innert Tagen kamen neun weitere positiv getestete Lehrerinnen und Lehrer dazu. Vier Tage nach dem ersten positiven Test war rund die Hälfte der Lehrerschaft entweder krank oder in Quarantäne.

Das Angebot für Stellvertreter ist schon in normalen Zeiten beschränkt, zu Corona-Zeiten aber ist es richtiggehend ausgetrocknet, vor allem für Gemeinden auf dem Land oder in Berggebieten wie Grindelwald. Die Schule kapitulierte, sie hatte zu wenig Lehrer, sie musste schliessen. «Verrückt, wie schnell das ging», sagt Fankhauser. Die Kinder blieben daheim, die Eltern holten in der Schule Material, damit der Fernunterricht starten konnte - wie im Frühling.



Aus den Schulleiterinnen Fankhauser und Estermann wurden innert kürzester Zeit Krisenmanagerinnen samt Krisenmanager-Wortschatz. «Die Kommunikation ist das Wichtigste», sagt Fankhauser. «Wir müssen die richtigen Leuten zur richtigen Zeit informieren.» Die wichtigen Leute: Kantonsarzt, Schulinspektor, Gemeinde, Eltern, Lehrerinnen und Schüler. Die richtige Zeit: möglichst zeitnah. An der Schule Grindelwald macht man das per E-Mail. Fankhauser war überrascht, wie geordnet alles abgelaufen sei. Es kam zu keinen Protesten der Eltern, sie blieben verständnisvoll - trotz neuer Betreuungsaufgaben.

Ständig stecken sich Schüler und Lehrer an

Die Situation in Schweizer Schulen ist fragil. Neben den Belegungszahlen in den diversen Intensivstationen des Landes ist der Zustand des Schulsystems der zweite Indikator, wie gut die Schweiz durch die aktuelle Krise kommt.

Dass die Schulen weiterhin geöffnet sind, ist einer der grossen Unterschiede zur ersten Welle. Das entlastet Eltern, Schüler, die meisten Lehrer. Und ist gleichzeitig nicht sehr einfach umzusetzen. Ständig stecken sich Schüler und Lehrer an, oft gegenseitig, Klassen müssen sich in Quarantäne begeben, Ersatzlehrer aufgetrieben werden. In Zürich haben sich allein in der vergangenen Woche 95 Kinder im Alter von 4 bis 11 Jahren mit dem Virus angesteckt (insgesamt 245 seit August).

In der Altersgruppe von 12 bis 15 Jahren waren es 247 (545) und bei den jungen Erwachsenen von 16 bis 19 Jahren 363 (1023). In Basel waren vergangene Woche 156 Primarschüler und Kindergärtler sowie 108 Sekundarschüler in Quarantäne. Dazu kamen um die zwanzig Lehrpersonen. Ähnliche Zahlen aus dem Kanton Bern waren nicht zu erhalten.

Wie lange kann das funktionieren? Kaum ein Schultag vergeht, ohne dass eine Schülerin oder ein Schüler heimgeschickt, ohne dass eine Schulklasse geschlossen wird. Gerade an weiterführenden Schulen sorgt das für Unruhe. In Zürich oder St. Gallen wurden Onlinepetitionen gestartet, um zumindest am Gymnasium den Fernunterricht wieder einzuführen. «Wir sind freiwillig in einer weiterführenden Schule und fordern Mitspracherecht! Wir wollen in den Fernunterricht», heisst es zur Begründung der Petition in Zürich.

In St. Gallen, wo bereits über 10'000 Schülerinnen und Schüler unterschrieben haben, geht es Initiator David Rommel um den Schutz von Risikogruppen, nicht um ihn selber. «Die St. Galler Regierung nimmt das Virus nicht ernst. Sie handelt meiner Meinung nach fahrlässig», sagt der Kantonsschüler. Rommels Anliegen wird von vielen Gleichaltrigen geteilt. Jüngst schaltete ein Oberstufenschüler auf der Plattform Tiktok eine Nachricht auf, in der er für Schulschliessungen plädierte, 109'000 User sahen es, knapp 20'000 likten es.

Die obligatorischen Schulen sollen offen bleiben

Eine zusätzliche Umfrage an Rommels Schule habe eine grosse Zustimmung für den Fernunterricht gezeigt, auch unter den Lehrern, sagt der Schüler. Natürlich seien die sozialen Kontakte während des Unterrichts zu Hause eingeschränkt. «Doch falls der zweite Lockdown kommt, haben wir gar keine sozialen Kontakte mehr.» Die Schulleitung lehnt das Vorgehen von Rommel ab, sie ist an die Vorgaben des Kantons gebunden.

So geht es vielen Schulleitungen in diesen Tagen. Die Weisungen der höhergestellten Behörden ist klar: Die Schulen, zumindest die obligatorischen, müssen offen bleiben. «Das ist Konsens unter den Erziehungsdirektoren - und auch unter den Eltern, soweit ich das beurteilen kann», sagt der Basler Regierungsrat Conradin Cramer (LDP). Die Volksschule habe einen wesentlichen Integrationsfaktor, eine immense Bedeutung für die Chancengerechtigkeit, und zudem sei die Vermittlung von Inhalten auf dieser Altersstufe im Präsenzunterricht viel einfacher.

Und ja, das Ganze sei anspruchsvoll. Mit ausfallenden Lehrern, mit Klassen in Quaran-



täne. «Aber noch ist die Situation ertragbar.» Speziell anspruchsvoll sei die Kommunikation mit den Eltern. Sie sind besser informiert als im Frühjahr, immer noch sehr kooperativ, aber es gebe natürlich auch kritische Eltern - auf beiden Seiten. Solche, denen das alles zu weit gehe. Und andere, die sehr vorsichtig sind. «Unsere Kommunikation kommt manchmal an Grenzen, weil wir die allgemeine Überlastung des Systems spüren. Aber die meisten Eltern haben dafür Verständnis», sagt Cramer.

Wie die Corona-Fälle kommuniziert werden, das ist Gegenstand von vielen Diskussionen. Emilia Giammaria ist Mutter von zwei schulpflichtigen Kindern, sie hat eine Schweizer Karte im Internet aufgeschaltet, auf der sie Corona-Fälle an Schulen dokumentiert. Sie macht das anhand von Medienberichten oder besorgten Eltern, die ihr Fälle melden. Denn die meisten Kantone weisen die Corona-Fälle an den Schulen nicht aus. Also übernimmt Giammaria. «Mir ist aufgefallen, dass vor allem in der Deutschschweiz kein grosses Bewusstsein für Corona vorhanden war», sagt sie. Giammaria möchte mit der Karte Daten und Informationen besser visualisieren und auch aufrütteln. Sie fände es gut, wenn man in Zeiten hoher Ansteckungszahlen an Schulen mehr testen würde, um das Risiko zu vermindern. Auf Twitter geht sie noch ein Stück weiter und schreibt: «Schule testen oder Schule schliessen».

Jeder Kanton handhabt die Regelungen anders

Tatsächlich beschäftigt gerade viele Schulen, wie sie künftig mit den Corona-Fällen in den Klassen umgehen sollen. Im Kanton Zürich gab es vergangene Woche einen Regimewechsel. So werden Oberstufenschüler fortan wie Erwachsene behandelt: Wer die Abstände nicht einhalten konnte, muss in Quarantäne.

Bis anhin wurden meist Klassen komplett in Quarantäne geschickt, erst aber, wenn mindestens zwei Schüler positiv getestet wurden. Jeder Kanton handhabt das anders, in Bern sind es nach wie vor zwei, in Basel wird jeder Fall in jeder Klasse individuell angeschaut. Es ist wie vieles während Corona, ein rollender Prozess.

In Grindelwald herrscht seit Montag wieder ein Stück Normalität. Die Kinder sind zurück im Klassenzimmer. Es macht das Leben der Lehrerinnen und Lehrer wieder etwas einfacher. Oder auch schwerer. Je nach Fall.

So hat das Virus die Schulen im Griff

Tages-Anzeiger 14.11.2020, Zürich, Daniel Schneebeili

Wunsch nach Maskenpflicht • In fast jedem Schulhaus gibts unterdessen infizierte Lehrpersonen und Kinder.

Carola Wettstein (Name geändert) liegt jetzt seit zwei Wochen im Bett, infiziert und deshalb vollkommen isoliert. Wie sie sich mit dem Coronavirus angesteckt hat, ist für sie klar. Es war eines ihrer Kinder, denn sowohl ihr Mann wie auch sie selbst gehören zur Risikogruppe und haben daher in den letzten Wochen auf direkte Kontakte verzichtet. Ihr Sohn ist 12 und geht in die 6. Klasse in einer öffentlichen Primarschule in Zürich-Höngg, die Tochter ist Sekundarschülerin in einer kleinen Privatschule.

Wettstein ist aber nicht nur krank, sondern auch besorgt. «Wie kann ich meine Kinder wieder beruhigt zur Schule schicken, wenn keinerlei Massnahmen getroffen werden? Warum werden Risikopersonen unter den Eltern und Lehrern einfach im Regen stehen gelassen?», fragt sie.

Zudem kann sie nicht einmal sagen, von welchem Kind sie angesteckt wurde, weil sich ihr



Sohn nicht testen lassen konnte. Aus Kapazitätsgründen würden nur Kinder mit starken Symptomen getestet, hiess es in mehreren Testzentren. Für Wettstein ist klar, dass in allen Primarschulen unbedingt eine Maskenpflicht gelten sollte, wenigstens ab der 4. Klasse.

Den Schulen sind diesbezüglich die Hände gebunden, sagt Vera Lang (FDP), Präsidentin im Schulkreis Glattal, dem grössten der Stadt: «Eine allge meine Maskenpflicht kann nur die kantonale Bildungsdirektion verfügen.»

Darum musste im Primarschulhaus Holderbach in Zürich-Affoltern eine Anordnung des Schulleiters abgeschwächt werden, die sich Carola Wettstein wünschen würde. Neu wird das Maskentragen in dieser Schule nur noch «empfohlen» und nicht mehr «verfügt».

Grund für die Massnahme war eine Klasse, in der gleich fünf Kinder positiv waren. Laut Lang wollte die Schulleitung verhindern, dass noch weitere Klassen in Quarantäne geschickt werden müssen. Denn bei zwei oder mehr positiven Fällen müssen Schulklassen in Quarantäne, wenn die Kinder im Unterricht keine Masken tragen.

Hier wie in anderen Schulkreisen gibt es immer wieder Eltern, die ihre Kinder aus Angst vor einer Ansteckung nicht mehr zur Schule schicken wollen. «Grundsätzlich müssen wir auf dem Schulbesuch bestehen», sagt Lang.

50 Klassen in Quarantäne

Über die gesamte Stadt Zürich gesehen, mussten seit den Herbstferien rund 50 ganze Klassen in Quarantäne geschickt werden, wie Schulvorsteher Filippo Leutenegger (FDP) erklärt. Leutenegger stellt fest, dass sich die Situation diese Woche leicht entspannte. Nach seiner Zählung wurde etwa ein Viertel weniger Fälle gemeldet als in der Vorwoche. Er ist überzeugt, dass Maskentragen in der Schule gegenwärtig Sinn macht. Es müssten so weniger Quarantänemassnahmen gegenüber dem Schulpersonal oder Schulklassen ausgesprochen werden.

Ebenfalls in Höngg wurde einer Primarlehrerin fristlos gekündigt. Die Lehrerin hatte zuvor ihren Widerstand in der Internet-TV-Sendung eines Corona-Skeptikers und in einer E-Mail an die Eltern wie folgt erklärt: Die Kinder müssten sie klar verstehen und ihre Mimik lesen können. Beides sei nicht möglich, wenn sie eine Maske trage. Der Frau war bewusst, dass sie mit ihrem Verhalten das Risiko einer Kündigung einging. Dies berichten Tele Züri und die NZZ.

Myriam Ziegler, Amtschefin des Zürcher Volksschulamts, sagt gegenüber der NZZ: «Bei der Maskenpflicht handelt es sich um eine Weisung des Arbeitgebers, und diese ist grundsätzlich zu befolgen.» Ausnahmen seien ohne ärztliches Attest nicht möglich.

Primarschüler leiden unter Schulschliessungen

Tages-Anzeiger 18.11.2020, Schweiz, Simone Luchetta

Brisante Studie • Eine niederländische Analyse belegt erstmals, dass Kinder im Fernunterricht kaum Fortschritte machten. Experten sind alarmiert: Die Ergebnisse lassen sich auf die Schweiz übertragen.

Wie gut haben Schülerinnen und Schüler im Lockdown gelernt? - Eine Frage, die Bildungsfachleute, Lehrpersonen und Eltern nach wie vor umtreibt. Bisherige Studien dazu basierten lediglich auf Umfragen. Jetzt belegen Forscher der britischen Universität Oxford erstmals anhand tatsächlicher Leistungen von Primarschülern vor und nach dem Lockdown: Der Lernfortschritt blieb rund 20 Prozent unter dem erwarteten Wert.



«Das ist alarmierend. Die meisten Kinder lernten so gut wie nichts», sagt die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm. Sie war Professorin an der Universität Freiburg und führt heute ein eigenes Forschungsinstitut in Aarau. Stamm sagt, die Ergebnisse seien auch auf die Schweiz übertragbar.

Ähnliche Befunde in der Schweiz

Die Studie basiert auf Daten aus den Niederlanden, wo alle Primarschülerinnen und -schüler im Januar und vor Schuljahresende im Sommer in den Fächern Mathematik, Lesen und Schreiben einem landesweiten Test unterzogen werden: «Wir haben die Testergebnisse von über 100'000 Schulkindern zwischen dem 7. und 11. Altersjahr vor und nach dem Lockdown untersucht und deren Noten mit den Ergebnissen in den vorherigen Jahren verglichen», sagt Mitautor Arun Frey im Videogespräch.

Die Autoren konnten messen, dass die Schüler im Vergleich zu den vorherigen Jahren rund drei Prozentpunkte schlechter abgeschnitten haben; der Lernfortschritt blieb demnach rund 20 Prozent unter dem erwarteten Wert: «Das heisst, dass die Schüler im Schnitt etwa ein Fünftel weniger gelernt haben als in einem normalen Schuljahr - was genau der Zeit entspricht, während der die Schulen geschlossen waren», sagt Frey.

Mit anderen Worten: Praktisch jede Stunde, die die Kinder nicht in der Schule verbrachten, war eine verlorene Stunde.

Noch besorgniserregender ist laut dem Studienautor der zweite Befund, dass nämlich nicht alle Kinder gleich schlecht lernten. Vor allem Kinder aus sozial benachteiligten Familien seien ins Hintertreffen geraten: «Bei Kindern mit Eltern ohne Studium fällt der Lernverlust nochmals um 50 Prozent höher aus als bei anderen Schülern.»

Dieses Ergebnis deckt sich teilweise mit den Resultaten von Untersuchungen wie dem «Schulbarometer» der Pädagogischen Hochschule Zug, die jedoch lediglich auf Befragungen von Schülern, Eltern oder Lehrpersonen basieren. Demnach hat ein Drittel der Schüler während der Schulschliessungen in der Schweiz wenig gelernt, rund 20 Prozent gar nichts, wie sich Studienleiter Stephan Huber im August gegenüber SRF äusserte.

Wie Margrit Stamm ist auch Mitautor Frey, der an der Universität Harvard forscht, der Ansicht, «dass sich die Ergebnisse sehr gut auf die Situation in der Schweiz übertragen lassen». Wie in der Schweiz verfügen auch in den Niederlanden fast alle Haushalte über einen Breitband-Internetzugang. In beiden Ländern waren die Schulen mit acht Wochen verhältnismässig kurze Zeit geschlossen, und in den Niederlanden wie bei uns verlief die erste Pandemie-Welle eher mild.

Erneute Schulschliessungen verhindern

Die Niederlande seien eigentlich gut auf die Pandemie vorbereitet gewesen, sagt Frey. Da es trotz dieser guten Voraussetzungen zu so einem starken Lernverlust kam, müsse man davon ausgehen, dass in Ländern, die weniger gut vorbereitet waren, die Kinder noch weniger gelernt haben.

Die Erkenntnisse aus den Niederlanden bestätigen laut Margrit Stamm, was in der Wissenschaft als «Sommerloch-Effekt» bekannt ist. Gemeint ist die Tatsache, dass Kinder aus sozial benachteiligten Milieus nach mehrwöchigen Ferien viel Gelerntes vergessen

Grosse Unterschiede je nach Bildungsgrad der Eltern

Lernverluste niederländischer Primarschüler im Lockdown. Unterschiede in Prozentpunkten

Durchschnitt

Lernverlust **-3,1**

Bildungsgrad der Eltern

Hoch **-3,0**

Niedrig **-4,3**

Sehr niedrig **-4,2**

Geschlecht

Mädchen **-3,2**

Knaben **-3,1**

Schulstufe

10/11 Jahre **-2,8**

9/10 Jahre **-3,5**

8/9 Jahre **-3,2**

7/8 Jahre **-2,9**

Grafik: db / Quelle: Oxford University



haben: «Weil ihnen ohne Unterricht die Strukturen fehlten, sie auf sich allein gestellt waren, keine Bücher da waren, dafür die Playstation - wie während des Lockdown», sagt Stamm. Viele hätten ihn als Ferien empfunden. Andere Kinder dagegen hätten vom Heimunterricht profitiert, weil sie Ruhe hatten, von ihren Eltern unterstützt wurden oder weil sie ohnehin gut selbstständig lernen können.

Angesichts der Zahlen aus den Niederlanden plädiert Margrit Stamm dafür, es in den obligatorischen Schulen hierzulande zu keiner zweiten Schliessung kommen zu lassen: «Das wäre sehr, sehr ungünstig und würde den Gap zwischen sozial benachteiligten Kindern und solchen aus gut situierten Kreisen nochmals deutlich vergrössern.»

Studien-Mitverfasser Frey gibt zu bedenken, dass nach wie vor unklar sei, ob Schüler und Lehrpersonen diese Lernlücken langfristig überhaupt je kompensieren könnten. Frey: «Es liegt an uns als Gesellschaft, das bei Debatten über zukünftige Schulschliessungen zu bedenken, wenn wir nicht eine ganze Generation im Stich lassen wollen.»

Wie fühlt sich Studieren an, wenn man sich nicht mehr im Hörsaal und abends auf Partys trifft?

Tages-Anzeiger 14.11.2020, Magazin, Protokolle William Stern

Der neue Uni-Lifestyle

Alexandra Zingg, 18

Studiert Pharmazie an der ETH Zürich

Ich habe mir das Uni-Leben immer als inneren Kampf zwischen Engel und Teufel vorgestellt: entweder jeden Abend Party – oder aber monatelange Abschottung in einer dunklen Bibliothek. Nach sechs Wochen Semester muss ich sagen: Aktuell tendiert es mangels Verlockungen ganz klar in Richtung Engel.

Ich studiere Pharmazie an der ETH in Zürich. Am ersten Uni-Tag hatten wir statt einer Einführungsveranstaltung ein Onlinetreffen. Da wurde man in Sechsergruppen eingeteilt und redete awkward aneinander vorbei. Jetzt, einige Wochen nach dem Start, fühlt sich vieles am Corona-Studileben immer noch seltsam an. Zwar ist das Eis etwas gebrochen, aber von vielen Kommilitonen und Kommilitoninnen kenne ich die Masken besser als das Gesicht. Ich hatte fast keinen Präsenzunterricht, und wenn, dann bewegte ich mich nur in meiner «Bubble». Bubbles, das sind Klassen von zwanzig Leuten, in die wir eingeteilt worden sind, damit im Fall eines positiven Tests nicht der ganze Studiengang in Quarantäne geschickt werden muss.

Mittlerweile hat die ETH auf Onlineunterricht umgestellt. Das funktioniert erstaunlich gut. Weil ich aber in meiner Achter-WG in Zürich keinen Schreibtisch habe, schaue ich die meisten Vorlesungen zu Hause bei den Eltern in Luzern. Wenn der Onlineunterricht noch lange anhält, dann werde ich irgendwann ganz zurück nach Luzern zu meinen Eltern ziehen.

Vor kurzem hatten wir die erste Vorlesung in Geschichte der Pharmazie, wann das Penicillin entdeckt wurde, solche Sachen. Und im Biologieunterricht haben wir uns ein Sars-CoV-2-Protein etwas genauer angeschaut. Ich habe jetzt ein besseres Verständnis der Materie, das hilft gegen die ständige Unsicherheit.

Im September haben noch einige Partys stattgefunden. Ich kenne allerdings niemanden, der hingegangen ist.



Lea Hofer, 21

Studiert Soziologie und Philosophie an der Universität Zürich

Jeden Tag im Hörsaal sitzen, Leute kennen lernen, nach dem Seminar zusammen Kaffee trinken und diskutieren: Das war mein Bild des Studentinnenlebens. Jetzt klappt man nach der Vorlesung den Laptop zu und sitzt allein im Zimmer. Ich hatte von Anfang an keine einzige Präsenzvorlesung, in meinen Fächern, Soziologie und Philosophie, ist der Unterricht digital. Immerhin fand bei uns der Erstsemestrigentag noch statt, das war eine gute Gelegenheit, um neue Leute kennen zu lernen. Der Fachverein Soziologie organisierte ein Spaghetti-Essen; auch vom Fachverein Philosophie gab es zu Beginn des Semesters ebenfalls ein paar kleinere Anlässe. Wir haben auch ein kleines Lerngrüppchen gebildet, das sich manchmal an der Uni trifft. Aber sonst hat sich alles ins Netz verschoben. Das erschwert auch die Kommunikation. In unserer Soziologie-Chatgruppe sind mehr als hundert Teilnehmer. Eigentlich ist das eine gute Sache. Man kann zum Beispiel Fragen zu einem bestimmten Modul stellen, aber ein Gespräch kannst du vergessen. Das wäre, wie wenn man im Hörsaal mit irgendeiner Person am anderen Ende des Raums diskutieren wollte.

Ausgang? Das ist für mich absolut kein Thema. Ich war seit Beginn der Corona-Pandemie im Frühjahr nicht mehr feiern. Die Vorstellung, wegen eines Partyabends meine Eltern mit dem Virus anzustecken, finde ich fürchterlich.

Was nächstes Semester sein wird? Keine Ahnung, es lohnt sich nicht, in die Zukunft zu blicken, es kann sich eh alles vom einen auf den anderen Tag ändern. Immerhin bin ich nicht ganz allein beim Lernen: Ich wohne zu Hause, und mein Bruder studiert ebenfalls. Dafür stösst das Internet manchmal an seine Grenzen, wenn wir parallel Onlinevorlesungen haben.

Timon Kleeb, 21

Studiert Geografie an der Universität Bern

Ich bin dankbar, dass ich überhaupt studieren kann. Vor einem halben Jahr hätte ich mir das nicht erträumen können. Damals war ich mit meinem Zug in einer Turnhalle untergebracht. Während drei Monaten hielten wir uns, isoliert von der Aussenwelt, in Bereitschaft. Ich bin ABC-Dekontaminationsoffizier, Zugführer von fünfzig Soldaten und Soldatinnen. Es wäre zum Beispiel denkbar gewesen, dass wir die von Italien kommenden Züge an der Grenze desinfizieren. Dann wurde der Zugverkehr eingestellt.

Schon in der Primarschule war mir klar, dass ich Geografie studieren würde. Ich sammle Karten, liebe die Natur, den Schnee, die Berge. Und auch in den bislang neun Wochen Studium habe ich keine Minute daran gezweifelt. In der Anfangszeit hatten wir noch Präsenzunterricht. Parallel zu den steigenden Infektionszahlen verschoben sich die Module dann ins Netz. Natürlich gab es seltsame Momente, etwa als eine digitale Exkursion auf dem Plan stand. Statt alle zusammen draussen übers Feld zu stapfen, schauten wir per Video zu, wie unser Dozent eine Bodenprobe nahm. Man muss sagen: Vieles funktioniert online ausgezeichnet, Vorlesungen, Podcasts, Übungen und so. Aber irgendwann stösst das Internet an seine Grenzen: Man muss einen Stein berühren, daran riechen, ihn in der Hand wenden und mit der Lupe untersuchen können, um ihn zu verstehen.

Auch die sozialen Kontakte leiden, richtige Kolleginnen und Kollegen habe ich an der Uni noch keine. Wir sind alle zurückhaltend, wenn es um private Kontakte ausserhalb des Studiums geht – in fremden WGs Znacht essen: Das war für mich schon Anfang September tabu.

Ich bin ein pragmatischer Mensch, aber den ganzen Tag vor dem Computer zu sitzen, wäre nichts für mich. Immerhin: Das digitalisierte Studieren macht das Lernen flexibler. Ich fahre viel Ski. Wenn das Wetter stimmt, kann ich am Freitag auf die Piste und am Sonntag



die online aufgezeichnete Vorlesung zeitversetzt schauen. Vorausgesetzt, die Skigebiete öffnen ihre Tore.

Anna Tommasi, 19

Studiert in Luzern Philosophie, Politikwissenschaft und Wirtschaft

Als im März der Lockdown kam, dachte ich mir: Gut, habe ich nicht schon mit dem Studium angefangen, es würde mich fertigmachen, ein rein digitales Uni-Leben zu führen. Und jetzt, Anfang November, sind wir wieder in der genau gleichen Situation.

Zum Glück sind wir in meinem Bachelorfach nicht so viele, etwa fünfzig bis sechzig Studierende. So kann man in einer Zoom-Vorlesung auch mal eine Frage stellen, und es ergibt sich eine Diskussion. Das ist für mich wichtig, ich studiere nicht nur wegen der Fächer, sondern auch wegen der Menschen. Sonst könnte ich einfach drei Jahre Youtube-Vorlesungen gucken. Mittlerweile habe ich mich etwas ans digitale Studium gewöhnt, aber am Anfang war es recht harzig. Nach einer der ersten Politikwissenschaftsvorlesungen sagte der Professor, dass er nun die Hostrechte an jemanden übergeben werde, damit wir Studierende uns untereinander austauschen. Und dann starrten wir peinlich berührt in unsere Laptopkamera, und keiner sagte etwas. Der Mensch ist ein Gruppentier, er sehnt sich nach Berührungen, Augenkontakt, Nähe.

Ausserhalb des Lehrbetriebs herrscht tote Hose. Wir haben zwar einen Whatsapp-Chat, aber der wurde seit Wochen nicht benutzt. Als es noch wärmer war und die Ansteckungszahlen tiefer, traf man sich auch mal draussen auf ein Bier. Aber schon da war klar: Die Leute kommen von überall her, eine Ansteckung wäre verheerend.

Sissy Kuhlmann, 20

Studiert Trends & Identity an der ZHDK

Wir befassen uns im Studium mit der Zukunft, aber eigentlich hinken wir doch gerade permanent der Gegenwart hinterher. Wir versuchen, zukünftige Entwicklungen in der Gesellschaft vorauszusehen und mitzugestalten. Natürlich ist Corona ein Thema, wir haben sogar ein Modul namens Pandemic Lifestyles, in dem wir uns mit der Frage auseinandersetzen, welche neuen Phänomene in den letzten Monaten in der Kultur- und Eventszene aufgetreten sind. Die Digitalisierung von Konzerten und Theaterstücken etwa. Aber erstens sind wenige Leute bereit, für ein Livestream-Konzert zu bezahlen, und zweitens fehlt das gewisse Etwas: die Aura, die menschliche Gemeinschaft, die geteilte Erfahrung.

Eigentlich ist das im Studium nicht viel anders. Es braucht die Nähe, sonst vereinsamt man. Wir hatten zu Beginn fast alle Veranstaltungen vor Ort, jetzt muss auch die ZHDK auf Fernunterricht umstellen. Zum Glück sind wir nur siebzehn Leute in meiner Klasse, da lernt man sich schnell kennen, auch in diesen Zeiten. Der Kontakt beschränkt sich aber aufgrund der ganzen Situation auf den Unterricht. Wir hatten in den ersten Tagen eine Semesteranfangsparty auf der Terrasse des Toni-Areals. Und ein paar Wochen später gingen wir alle zusammen ins Mehrspur, unseren hauseigenen Club. Das wars.

Vielleicht ist es ein Vorteil, dass ich nicht so eine romantische Vorstellung vom Studentenleben hatte. Dieses Hollywoodbild vom Campus wurde bei mir schon bei einem Gymi-Austauschjahr in den USA entzaubert. Und als eine Freundin letztes Jahr mit dem Architekturstudium an der ETH anfang, schlug sie sich die Nächte, statt in einem Club, in der Werkstatt vor einem Gebäudemodell um die Ohren. Klar, Tanzen, Festen, die Musik, die Ausgelassenheit – das fehlt. Ich würde zum Beispiel gerne wieder einmal zu meinen Freundinnen in die WG, «Bachelor» schauen, etwas trinken und dumme Sprüche machen. Aber das kommt schon wieder, ewig wird das Virus nicht hier sein, und ich bin ja noch eine Weile jung.



Rassismus in den Schweizer Schulen

Weltwoche 17.11.2020, von Roger Köppel

Am Wochenende trumpfte der Sonntagsblick mit der Schlagzeile auf: «Diskriminierung im Klassenzimmer: Schulbücher sind im Kern rassistisch.»¹ Zwei «Bildungsexpertinnen» hätten «aufgedeckt», wie «präsent Rassismus» in Schweizer Schulbüchern sei: «Wir haben kein einziges Lehr- oder Lernmittel gefunden, das wir ohne Zweifel empfehlen können.» Werden unsere Kinder an den Schulen systematisch mit Rassismus vollgepumpt?

Davon sind die beiden Rassismus-Fachfrauen Rahel El-Maawi, 43, und Mandy Abou Shoak, 31, überzeugt. Mandy Abou Shoak ist Aktivistin und Sozialpädagogin. Bei der «Black Lives Matter»-Bewegung, die in den USA Denkmäler von Christoph Kolumbus bis Thomas Jefferson herunterreisst, wirkt sie als Mitglied. Abou Shoak ist Muslimin, kam aus dem Sudan als Flüchtling in die Schweiz und macht einen Master in Sozialarbeit. Sie sagt: «Wir werden in eine rassistische Gesellschaft hineingeboren. Wer nichts aktiv dagegen tut, bleibt rassistisch.»

Ähnlich finster sieht es Rahel El-Maawi, «Organisationsberaterin für diversitätsorientierte Betriebskultur». Die Tanzkünstlerin erforscht «Möglichkeiten, wie Bewegung und Tanz meine soziokulturelle Arbeit erweitern können». Allein die Frage, woher jemand komme, sagte sie in einem Interview, sei «verletzend». Wir alle sind «rassistisch sozialisiert».

Man sieht: Die Chance, von diesen Autorinnen eine unvoreingenommene Arbeit über Rassismus zu bekommen, ist ungefähr gleich gross, wie wenn man beim Ku-Klux-Klan eine ausgewogene Biografie über Barack Obama bestellen würde. Natürlich können die beiden Fachfrauen kein einziges Schweizer Lehrmittel empfehlen. Die meisten seien von Männern geschrieben, Frauen und Minderheiten kämen kaum vor, und besonders gefährlich seien «rassistische Fremdbezeichnungen» wie «schwarz», «Indianer» oder «dunkelhäutig».

Stimmt. Am Rütlichschwur nahmen weder Frauen noch Schwarze oder Transgender-Personen teil. Dem scharfen Auge der Autorinnen entgeht nichts. In einem Geschichtslehrbuch über das 19. Jahrhundert entdecken sie den Satz: «Mutige Forscher drangen in das Innere Afrikas vor.» Das geht gar nicht. Abou Shoak und El-Maawi fordern, die «mutigen Forscher» durch «plündernde Abenteurer*innen» zu ersetzen. Aber gab es damals Frauen unter den «Abenteurern»? Nicht so wichtig. Hauptsache, der anklägerische, gendergerechte Ton kommt rein.

Keine Zustimmung findet auch die Formulierung «arabischer Sklavenhandel». Das sei «antimuslimischer Rassismus». Die Versklavung von Afrikanern durch Weisse hingegen dürfe nicht «verschleiert» werden. Ein anderes Buch schreibt kritisch über den Neuenburger Plantagenbesitzer Jacques-Louis de Pourtalès: «Auf jeder seiner Plantagen arbeiteten rund 150 Sklaven [. . .], die er möglichst lange nutzen wollte. Deshalb achtete er auf gute Ernährung und beschäftigte sogar einen Arzt. Aber die Abschaffung der Sklaverei war für ihn undenkbar.»

Klingt sachlich angemessen, doch auch hier senken die Anklägerinnen mitleidlos den Daumen. Zwar werde wenigstens die «Mittäter*innenschaft von Schweizer*innen» bei der Sklaverei benannt, doch die Erwähnung von guter Ernährung und einem Arzt komme einem «Reinwaschen» gleich. Ob die Fakten stimmen, ist weniger erheblich als die korrekte Gesinnung, das schlechte Gewissen.

¹ Vgl. https://www.blick.ch/schweiz/diskriminierung-im-unterricht-schulbuecher-sind-im-kern-rassistisch-id16197285.html?utm_source=email&utm_medium=social_user&utm_campaign=blick_app_iOS



So finden die Expertinnen heraus, was sie immer schon gewusst haben: An Schweizer Schulen werde den Kindern «struktureller Rassismus» eingepflegt. Das Wort ist ein Kampfbegriff der US-Linken. Struktureller oder systemischer Rassismus heisst, dass alle Unterschiede zwischen ethnischen Gruppen auf rassistische Unterdrückung zurückzuführen seien. Schwarze verdienen weniger als Weisse? Rassismus! Schwarze sind krimineller als Weisse? Rassismus! Schwarze haben weniger Uni-Abschlüsse als Weisse? Rassismus. Eigenverantwortung und Leistung haben in dieser Optik keinen Platz.

Der Vorwurf des systemischen Rassismus hat den immensen Vorteil, dass man konkrete Fälle von Rassismus nicht mehr konkret beweisen muss. Es reicht, auf Unterschiede hinzuweisen. Die Behauptungen beweisen sich selbst, und jeder, der widerspricht, ist automatisch Rassist. Deshalb widerspricht fast niemand. Oder, wie es Abou Shoak ausdrückt: Nur wer aktiv gegen das rassistische System ankämpft, ist kein Rassist. Was dem Nicht-Rassisten wiederum das Recht gibt, alle anderen als Rassisten zu beleidigen.

Die Medien, siehe Sonntagsblick, machen noch so gerne mit, aber auch die Unternehmen. Alle möchten bei den Guten sein. So wird der Antirassismus zum lukrativen Geschäft. Wer keinen Job mehr findet, sollte sich zum Rassismus-Spezialisten weiterbilden. Rahel El-Maawi macht es meisterhaft. Mit ihren «Recherchen» prangert sie Organisationen an, die sie dann als Diversity-Beraterin vom Problem befreit, das sie ihnen vorwirft. Ärzte heilen Krankheiten, die sie soeben erfunden haben. Genial.

Unterstützt wird Rahel El-Maawi übrigens vom Berliner «Institut für diskriminierungsfreie Bildung». Auch ihre Argumente gegen Schweizer Schulen sind vorwiegend aus Deutschland importiert. Nur die Druckkosten ihrer Broschüren übernehmen, natürlich, die «systemisch rassistischen» Schweizer Steuerzahler. R. K.

Rassismusvorwürfe an die falsche Adresse

18.11.2020 Hanspeter Amstutz

Es ist schon ein starkes Stück, wenn zwei Rassismus-Expertinnen den Schweizer Lehrmittelverlagen vorwerfen, unsere Lehrmittel seien im Kern rassistisch. Man fragt sich, aufgrund welcher Kriterien ein solch vernichtendes Urteil entstanden ist. Ich kenne mich bei den Unterrichtsmaterialien des Zürcher Lehrmittelverlags einigermaßen aus und habe überhaupt nicht den Eindruck, die Darstellungen über die himmeltraurige Geschichte der Sklaverei oder über afrikanische Kulturen seien rassistisch gefärbt.

Auseinandersetzung mit Denkmustern des Imperialismus

Das von den beiden Autorinnen kritisierte Lehrmittel „Durch Geschichte zur Gegenwart“ setzt sich eingehend mit dem Kolonialismus der europäischen Grossmächte im 19. Jahrhundert auseinander. Die Lehrmittelautoren zeigen eine ungeschminkte Darstellung des imperialen Zeitgeists in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Es ist eine fokussierte Zusammenfassung, die in Form von bearbeiteten Quellentexten die Überheblichkeit und Menschenverachtung eines Cecil Rhodes und anderer Kolonialherren festhalten. Wer sich mit seiner Klasse vertieft mit dem Schicksal afrikanischer Sklaven befassen will, findet weitere eindrückliche Schilderungen im Nachfolge-Lehrmittel „Gesellschaften im Wandel“ und in ausgezeichneten Klassenlektüren.

Ein Geschichtslehrmittel hat die Funktion, die Denkmuster und die Werthaltungen einer Epoche aufzuzeigen. Die aus heutiger Sicht fast unerträgliche Überheblichkeit der europäischen Grossmächte in der imperialen Epoche vor 1914 soll nicht schöngeredet werden. Die führenden Politiker nützten die militärische, wirtschaftliche und technische



Überlegenheit ihrer Nationen gegenüber den Afrikanern oft schonungslos aus. Im scharf kritisierten Lehrmittel wird der Versuch gewagt, aufschlussreiche Begründungen für die damalige Selbstverständlichkeit des Kolonialismus zu finden. Das gelingt nicht schlecht. Die Schüler merken sehr bald, dass jede Kolonialmacht ihre wirtschaftlichen Interessen an erste Stelle setzte und afrikanische Kulturen als minderwertig betrachtet wurden.

Sklavenähnliche Kinderarbeit als Form gesellschaftlicher Ausgrenzung

Es wäre naiv zu glauben, diese Realpolitik ausklammern zu können. Tendenziös wäre es hingegen, wenn das Schicksal der gedemütigten Sklaven nicht ebenso ausführlich im Unterricht zur Sprache käme. Eine Vertiefung des Themas der menschlichen Unterdrückung führt unweigerlich über den Rassismus gegenüber Andersfarbigen hinaus. Man muss nicht in die Ferne schweifen, um in die Abgründe der Misshandlung von Menschen blicken zu können. Im 19. Jahrhundert stand auch in unserer Textilindustrie ein sklavenähnliches Proletariat in den stickigen Räumen der Spinnereien und schuftete über zwölf Stunden am Tag. Die kritisierten Lehrmittel enthalten eine ganze Reihe erschütternder Berichte über die Kinderarbeit in den Fabriken und über die ausgebeutete Arbeiterklasse. Die Texte sind so reichhaltig, dass sie sich bestens als Vorbereitungsstoff für Schülervorträge eignen.

Keine Verdrängung dunkler Seiten der Geschichte in den Lehrmitteln

Die kritisierten Lehrmittel bleiben aber nicht beim Unerträglichen stehen. Sie führen Schritt für Schritt die jugendlichen Leserinnen und Leser weiter und schildern, wie sich die Unterdrückten organisieren und in Gewerkschaften zusammenschliessen. Jugendliche erleben, dass sich ein gerechter Kampf lohnt und die Gerechtigkeit in Form besserer Lebensbedingungen und neuer politischer Rechte triumphiert. Was soll an diesem pädagogischen Konzept denn so rückständig sein? Wenn der Geschichtsunterricht ein Stück weit das Ideal einer gerechteren Gesellschaft aufleuchten lässt, ist weit mehr erreicht als mit dem Herauspickern allfälliger Ungereimtheiten bei der Darstellung des Kolonialismus.

Wenn politischer Rassismus ein Thema ist, das verbindlich in jeder Oberstufenklasse behandelt werden muss, dann gehört der Holocaust dazu. Als jüdische Flüchtlinge im Zweiten Weltkrieg an der Schweizer Grenze abgewiesen wurden, hatte unsere Politik ihre dunkelsten Stunden. Die meisten Lehrmittel beschönigen unser Versagen in der Flüchtlingspolitik in keiner Weise. Sie geben im Gegenteil den Jugendlichen durch zahlreiche authentische Berichte einen aufschlussreichen Einblick ins traurige Los der Zurückgewiesenen. Falls Jugendlichen im Verlauf ihrer Schulzeit nicht mit dem Schicksal jüdischer Kinder konfrontiert wurden, liegt es nicht an den Lehrmitteln, sondern an einem langweiligen und mageren Geschichtsunterricht.

Unqualifizierte Angriffe auf historische Persönlichkeiten

Die Forderung nach einer totalen Überprüfung der Lehrmittel im Hinblick auf rassistische Grundmuster durch ein Expertengremium schießt übers Ziel hinaus.

Ich werde den Gedanken nicht los, dass es dabei primär um eine Neuschreibung unserer jüngeren Geschichte geht. Die Qualitäten historischer Persönlichkeiten werden ausgeblendet, weil sie nicht in allen Teilen in unser modernes Weltbild passen. So soll ein Alfred Escher vom Sockel gestürzt werden, weil die Verstrickung seines Onkels in den karibischen Sklavenhandel eine Würdigung seines grossen Lebenswerks verbietet. Seine Pionierleistungen in der Zeit unseres jungen Bundesstaats werden übersprungen mit der Begründung, der politische Hardliner Escher sei ein Profiteur rassistischer Umtriebe.

Diese Art von Geschichtsverständnis verdienen unsere Schüler nicht. Sie haben ein Recht auf einen Unterricht, der weder weitsichtiges Unternehmertum noch historische Persönlichkeiten mit Ecken und Kanten pauschal verunglimpft. Welche Schulabgänger wissen



schon, dass Alfred Eschers grosses Werk die Gotthardbahn war und dass er mit seiner unglaublichen Schaffenskraft der Schweizer Wirtschaft zu europaweitem Einfluss verholfen hat? Ohne ihn gäbe es wohl auch keine Eidgenössische Technische Hochschule von Weltruf.

Berechtigte Kritik am Mangel an Biografien weiblicher Vorbilder

In einem Punkt kann ich den Autorinnen folgen. Sie bemängeln, dass nur selten politisch aktive Frauen in den Geschichtsbüchern zu Wort kommen. Man kann dies entschuldigen mit dem Hinweis, dass erst vor gut hundert Jahren die politische Frauenbewegung in Europa Fahrt aufgenommen hat und die Zeit davor sehr männlich dominiert war. Doch unterdessen haben im zwanzigsten Jahrhundert unzählige weibliche Persönlichkeiten die politische Bühne betreten und der Gleichberechtigung der Geschlechter zum Durchbruch verholfen. Diese Leistungen in spannenden Biografien für den Unterricht zu würdigen, könnte unser Geschichtsbild im besten Sinn verändern.

Rassismus-Prävention durch ermutigenden und fairen Unterricht

Wenn jetzt lautstark ein kritisches Geschichtsverständnis gefordert wird, ist das im Bereich der Volksschule schon fast grotesk. Der Skandal liegt nicht im Fehlen des Willens zur kritischen Auseinandersetzung. Vielmehr ist es die Tatsache, dass an unserer Volksschule kaum noch Wert auf gründliche Kenntnisse historischer Zusammenhänge gelegt wird. Geschichte steht in der Sekundarschule sowohl von der Lektionenzahl wie von der Bedeutung her weit hinten im aktuellen Bildungsprogramm. Doch unseren Schülern wird zugemutet, dass sie sich über heikelste politische und gesellschaftliche Fragen ein souveränes Urteil bilden können. Da fehlt jeder pädagogische Realitätssinn.

Zum Schluss sei die Frage erlaubt, ob die beiden Autorinnen bei ihrem Einsatz für mehr Toleranz in unserer Gesellschaft nicht aufs falsche Pferd gesetzt haben. Gegenseitiger Respekt in einer Klassengemeinschaft wächst in erster Linie durch einen Unterricht, in dem konsequente Ermutigung und sichtbare Fairness ein Klima des Vertrauens schaffen. Lehrpersonen mit Verständnis für Schwächere und einem wachsamen Auge für jede Form des Mobbings können weit mehr zu Achtsamkeit und Toleranz beitragen als ein antirassistischer Aktivismus bei der Schaffung von Lehrmitteln.

Allan Guggenbühl: «Bei Buben wird eine Puppe auch mal zum Flugzeug»

Zofinger Tagblatt, 2.11.2020, Lilly-Anne Brugger

Ein beliebtes Diskussionsthema zwischen meinem Mann und mir ist, ob Mädchen und Buben von Natur aus unterschiedlich sind oder ob sie durch Erziehung anders sind. Was sagen Sie dazu?

Beides ist der Fall. Es gibt naturgegebene wie auch anerzogene Unterschiede. Das ist unbestritten. Sie betreffen nicht nur den Körper, sondern auch das Denken und die Emotionen. Gewisse Unterschiede zeigen sich in allen Kulturen. Bei den genetischen Unterschieden stellt sich die Frage, was die Kultur mit ihnen macht: Man kann sie verstärken oder abschwächen.

Wie ist es in unserer Kultur, werden die Unterschiede verstärkt oder abgeschwächt?

Bei uns werden sie abgeschwächt. Man ignoriert die Unterschiede oder will sie eliminieren. Man geht davon aus, dass es sich um Klischees handelt als Resultat einer nicht gendergerechten Erziehung. Das ist unsinnig. Wie nicht alles von den Anlagen her



bestimmt ist, ist auch nicht alles von der Kultur her bestimmt.

Haben Sie Beispiele?

Buben wählen zum Teil andere Spielsachen, eine andere Art zu spielen. Sie gehen auch mehr Risiken ein, haben mehr Unfälle. Mädchen konzentrieren sich mehr auf die Beziehung. Sie sind darum auch sprachlich gewandter. Auch ist ihre Sprache anders. Sie berücksichtigen zum Beispiel das Gegenüber mehr. Die mögliche Reaktion des Gegenübers wird vorausgedacht. Dies führt zu mehr Füllwörtern, zu Fragen wie «hast du verstanden?» oder «gell?». Männer reden mehr von Sachen. Das Gegenüber spielt eine weniger wichtige Rolle. Das führt bei vielen Beziehungen zu Konflikten.

Ein Bub, der lange Haare hat, oder gerne mit Puppen spielt oder Pink und Glitzer toll findet, ist das nicht normal?

Buben spielen auch mit Puppen – einfach anders. Sie setzen Puppen oft multifunktional ein. Zwischendurch wird sie ein Wurfgegenstand oder ein Flugzeug.

Wenn sich ein Mädchen bei männlichen Attributen bedient, dann ist das positiv. Wenn sich ein Bub bei Mädchenattributen bedient, dann sieht man das als problematisch an.

Die Attribuierung hängt von den Werten der Familie ab. Oft ist es aber so, wenn Buben sogenannte Mädcheneigenschaften haben, dann findet man das positiv: Er ist brav, nett, angepasst und schneidet nicht auf. Das wird ja in den Schulen so gepflegt. Wenn ein Bub mit Puppen spielt, dann findet man das super. Es ist eher so, dass Bubeneigenschaften nicht geschützt werden: provozieren wollen, Risiken eingehen und nicht zu viele Worte verlieren. Wenn ein Bub Risiken eingeht, dann wird das als pathologisch angeschaut. Wenn Mädchen sogenannt männliche Eigenschaften haben, dann werden sie mehr bewundert: starke, mutige Frauen.

Ihr Vortrag geht ja auch in Richtung Erziehungstipps. Wie kann man die Kinder erziehen, ohne ein Geschlecht zu bevorzugen. Geht das überhaupt, kein Kind bevorzugen?

Die Bevorzugung von einem Kind hängt von vielem ab, das Geschlecht ist nur ein Faktor. Es gibt Formen der Disziplinierung und Motivierung, die bei Buben und Mädchen unterschiedlich funktionieren. Dessen muss man sich bewusst sein. Wenn eine Mutter einem Buben sagt: «Könntest du so lieb sein und die Spülmaschine ausräumen?», dann ist die Chance viel kleiner, dass er das tut, als wenn sie sagt: «Du, hör mal, ich will jetzt, dass du die Geschirrspülmaschine ausräumst.» Buben reagieren viel mehr auf direkte Befehle. Mädchen stösst das eher ab. Sie reagieren eher, wenn man sagt, «könntest du bitte».

Sie gehen im Vortrag darauf ein, wie die Schule mit bösen Buben und angepassten Mädchen umgeht. Denken Sie, das Schulsystem geht richtig auf die Geschlechter ein?

Im Moment kommt das Schulsystem sehr den Mädchen entgegen. Das Sprachliche, das Soziale hat viel Gewicht. Das macht es für die Buben schwierig, sie werden benachteiligt, weil sie die Sprache anders brauchen und andere sozialen Kompetenzen haben.

Was müsste anders sein, damit Buben nicht benachteiligt werden?

Man müsste zum Beispiel auch extreme Themen durchnehmen. Buben werden aufmerksam, wenn sie von Katastrophen und extremen Herausforderungen hören. Mädchen bevorzugen Beziehungsthemen. In der Schule sollten beide Arten von Themen berücksichtigt werden.

So entsteht das Gefühl, Mädchen seien braver als Buben.

Mädchen sind grundsätzlich nicht braver, jedoch geschickter im Verbergen ihrer Eigenständigkeiten. Sie können besser mit den Anpassungsforderungen umgehen. Weil das Verbale eine grosse Rolle spielt, merken sie eher, was die Lehrperson hören will. Buben



sind da weniger geschickt. Sie sind direkter, provozieren mehr.

Die Corona-Situation verschärft sich von Tag zu Tag. Ein Lockdown ist nicht mehr ausgeschlossen. Verschärft dies die Problematik, dass sich Buben nicht mehr so ausleben können, wie sie möchten, und Mädchen sich noch mehr zurückziehen?

Für alle ist es sehr schwer, weil sie wegen der Maske die mimischen Ausdrücke der Gegenüber nicht sehen. Kinder haben grössere Mühe, sich in der Schule einzubringen. Da werden einige Kinder Nachteile haben, gerade die schwächeren.

Was raten Sie Eltern, wenn es wieder Homeschooling gibt?

Ich rate den Eltern, tolerant zu sein und Geduld zu haben. Darauf zu achten, dass vor allem Buben nicht zu viel am Computer sind. Ich rate, rauszugehen, Sport zu machen. Es kommt aufs Alter an. Unterstufenschüler können sich besser zu Hause beschäftigen und spielen. In der Mittel- und Oberstufe ist es schwieriger.

Wie können die Mädchen unterstützt werden?

Die Mädchen vermissen ihre Kolleginnen und Freundinnen, den Austausch. Hier braucht es Möglichkeiten, damit sie dies kompensieren können.

Remo H. Largo (1943–2020)

Weltwoche 19.11.2020, Nachruf von Allan Guggenbühl

Sollte sich mein Baby schon vom Rücken auf den Bauch drehen? Wieso spricht mein Kind noch nicht so gut wie das gleichaltrige Mädchen in unserem Wohnhaus? Solche Fragen beschäftigen verständlicherweise Eltern von Babys und Kleinkindern. Eltern machen sich Gedanken, ob die Tochter oder der Sohn sich normal entwickelt, und möchten erfahren, ob sie es selber richtig machen. Sie wissen, dass die Zukunft ihrer Kinder von ihnen abhängt. Kleinste Auffälligkeiten lösen Ängste aus. Wieso schnalzt der Sohn mit der Zunge? Wieso schlägt er seinen Kopf auf den Boden? Vor allem Eltern von Kleinkindern suchen nach klaren Kriterien, um sich abzusichern, dass sie nichts zu befürchten haben. Sie hoffen auf klare Normen, die beweisen, dass der Sohn oder die Tochter gesund ist und sie sich keine Sorgen machen müssen.

Remo Largo war ein Kinderarzt, der es verstand, Eltern zu beruhigen und ihnen eine Orientierung zu geben, ohne mit Normen zu argumentieren. Sein Buch «Babyjahre» wurde zur Pflichtlektüre junger Väter und Mütter. Das Geniale an diesem Buch war, dass es Eltern den Entwicklungsweg der Kinder aufzeigte, ohne das enge Normendenken, zu dem wir alle in herausfordernden Situationen neigen. Remo war sich bewusst, dass die enge Fixierung der Entwicklungsfortschritte in Altersabschnitte problematische Auswirkungen haben kann. Äussert ein Kind mit zwei Jahren noch kaum ein Wort, oder kann es noch nicht hüpfen, dann wird Alarm geschlagen. Ein Nachhilfeprogramm muss organisiert werden, um den angeblichen Entwicklungsrückstand aufzuholen und das Kind zu fördern. Dieses Denken droht in vielen Kreisen und vor allem in der Schule überhandzunehmen. Defizite in Verhalten und Leistung werden aufgrund der Altersskalierung identifiziert und Förderprogramme aufgestellt. Das Aufwachsen wird zu einem Wettrennen auf einer Zeitachse. Es gilt, die definierten Leistungen zu einem bestimmten Zeitpunkt zu erbringen. Bei mehr als der Hälfte der Kinder wird heute im Laufe der Kindheit ein Problem identifiziert, das eine therapeutische Intervention legitimiert.

Möglichkeit der Selbstgestaltung

Remo Largo dachte anders. Er betonte immer wieder, dass die Entwicklungsverläufe unterschiedlich seien und jedes Kind auf andere Weise seinen Weg ins Erwachsenenalter



finde. Er warnte vor übermässigen Förderungsmassnahmen und Machbarkeitsglauben, die Kindern die Möglichkeit der Selbstgestaltung ihrer Entwicklung rauben. Mit seiner Botschaft, dass jedes Kind anders ist, distanzierte er sich auch wohltuend

vom Skalierungs- und Normierungswahn, wie er heute vor allem im akademischen Diskurs über Kinder und Jugendliche herrscht. Schlussfolgerungen aufgrund von persönlichen Beobachtungen und Gesprächen mit Kindern zu ziehen, wie es Remo Largo tat, gilt dort als unwissenschaftlich. Wer gültige Aussagen über die Entwicklung machen will, muss sie mit Zahlen und evidenzbasierten Forschungsdaten belegen, um ernstgenommen zu werden. Remo Largo stimmte nicht in diese Debatten ein und distanzierte sich von entsprechenden Paradigmen. Er blieb unabhängig. Dies führte auch dazu, dass seine Aussagen zur Schule zwar in einer breiten Öffentlichkeit grossen Widerhall fanden, in Fachdiskursen jedoch Nasenrümpfen auslösten. Zu idiosynkratisch seien seine Begriffe und zu exotisch seine Vorgehensweise. Remo Largo forderte zum Beispiel weniger Leistungsdruck und die Ausrichtung auf das Individuum.

Entscheidend bei Remo Largo war, dass der Ausgangspunkt seiner Schlussfolgerungen seine direkten Begegnungen mit Kindern und Jugendlichen waren. Er sprach nicht nur mit ihnen, sondern liess sich auch von ihren Zeichnungen und ihrem Spiel beeindrucken. Dank seiner grossen Empathie und seinem bescheidenen Auftreten gewann er das Vertrauen Hunderter Kinder und Jugendlicher, unter anderem jener, die über mehrere Generationen an seiner international anerkannten Langzeitentwicklungsstudie beteiligt waren. Diese Studie wurde bei der Invalidenversicherung zur Grundlage, um den Mehrbedarf an Hilfe für behinderte Kinder gegenüber gleichaltrigen gesunden Kindern festzustellen. Wenn Remo Largo von Bildungsexperten vorgeworfen wird, wenig Ahnung von der Schule zu haben, dann wird übersehen, dass dies Ausdruck seiner Stärke war. Er passte sich nicht dem politisch korrekten Meinungskanon an, der in Bildungskreisen herrscht, sondern drückte aus, was er beobachtete. Er wagte es darum auch, auf Probleme hinzuweisen, die ignoriert werden, kritisierte die Benachteiligung der Buben oder die Missachtung der Klasse als Gemeinschaft. Seine Aussagen basierten auf konkreten Erfahrungen.

Indem er eine eigenständige Meinung vertreten hat, hat er persönlich gelebt, was er in der Haltung Kindern und Jugendlichen gegenüber forderte: dem Kind zu ermöglichen, sich als Individuum ins Leben einzubringen.

Allan Guggenbühl, Empathie und Bescheidenheit: Kinderarzt Largo.



Veranstaltungen

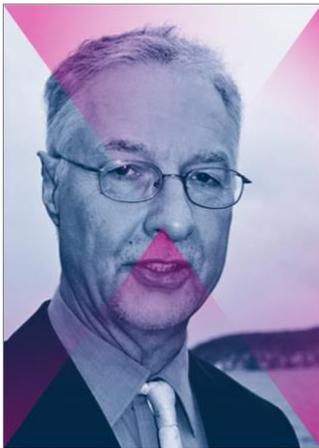
Prof. Dr. Mario Andreotti «Eine Kultur schafft sich ab»

Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur, 24. 11. 2020

Dienstag 24. November 2020, 19.00

Raum für Literatur, Eingang St. Leonhardstrasse 40, St. Gallen

Moderation: Rebecca C. Schnyder



Der Band «Eine Kultur schafft sich ab» vereinigt eine Auswahl von Beiträgen zu den Themen Sprache, Schule und Bildung. Schon der Titel macht deutlich, dass sich spätestens seit den 1990er-Jahren ein kultureller Verlust abzeichnet. Die Sprache, vielen ihrer Benutzer heute so gleichgültig wie nur wenig sonst, wird fortwährend beschädigt, ohne dass dies noch besonders auffiele oder irgendwelche Folgen hätte. Dabei ist sie unser wichtigstes Werkzeug, bildet sie die Grundlage unserer kulturellen Identität. Prof. Dr. Mario Andreotti stellt sein neues Buch vor und im anschliessenden Vortrag kritische Fragen zu den Bildungsreformen. «Lerncoaches» statt Lehrerinnen und Lehrer, «Lernateliers» statt Klassenzimmer, Kompetenzen statt Wissen, «Schreiben nach Gehör» statt korrekter Rechtschreibung...

Ist neu immer besser? [Mehr...](#)

Schüler im Konflikt mit dem Gesetz

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft
25.11.2020

Mittwoch 25. November 2020 18.30 – 20.30

Fachhochschule St. Gallen
Rosenbergstrasse 59
9000 St. Gallen

Referenten:

Dr. iur. Ursina Weidkuhn (Basel)

Lic. iur. Carlo Pellizzari, Eva Joos
(Jugendanwaltschaft Kanton St. Gallen)

Einführung

Dr. med. Tamara Guidi, Leiterin
Kinderschutzgruppe und Stv. Chefärztin Pädiatrie
(Ostschweizer Kinderspital)

[Mehr...](#)

VORTAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Schüler im Konflikt mit dem Gesetz

MITTWOCH, 25. NOVEMBER 2020, 18.30 – 20.30 UHR

 Verein
Ostschweizer
Kinderärzte

 OSTSCHWEIZER
KINDERSPITAL